

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstich 6 Thlr.
mit Stahlstich 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Schluß.)

„Auf keinen Fall, sie hat sich darüber entschieden ausgesprochen, so schön Lauensee in angenehmer Nachbarschaft auch liegt. Ich war früher zuweilen dort, als Kuhl noch lebte, der es freilich sehr in Verfall gebracht hat. Seine Tochter wird künftig wohl bei Diana bleiben, mit der sie zärtlich befreundet ist — Diana hat wenigstens die Zusage der Tante.“

Das Gespräch endete damit und Proß war beruhigt über die Besorgnisse, welche ihn hergeführt hatten. Sein Neffe hielt sich ganz aus den Kreisen zurück, wo einer der ausgesprochenen Gifftropfen hätte treffen können, ja er verweilte nicht einmal in dem Hause seiner Braut mit der Ausdauer, wodurch sich Andere den Eltern und Geschwistern ihrer Verlobten oft so lästig machen. Er war wohl zu ernsthaft und praktisch zum Tändeln und der Onkel hatte ihn deshalb schon einmal einen Philister genannt. Diana wußte, daß er ihr nur aus Rücksicht für ihre Mutter nicht seine ganze Zeit weihete, aber sie hatte keine Ahnung, welches Geheimniß diese Rücksicht barg, welche Dornen für die geliebte Mutter, deren Bein sie lächelnd tragen mußte!

Die äußeren Verhältnisse gestalteten sich nun glatt und schnell. Es war bald kein Grund mehr, die Vermählung des jungen Paares bis zum Herbst zu verschieben; dem Minister gelang es, die etwas verwickelten Angelegenheiten der Gräfin, welche nach dem Tode ihres Gemahls auf sie gefallen waren, durch seinen Einfluß zu ordnen, Lauensee wurde im Frühlinge schon dem neuen Besitzer übergeben, der hierauf Alles, was dort zu bauen und einzurichten war, energisch in Angriff nahm und bei seiner Bitte, die Vermählung schon im Juli Statt finden zu lassen, keinen Einspruch fand. Unterdessen war die große Welt, die die „beiden Löwinen“ der letzten Carnevalsoire ihrer christfreundlichen Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, längst mit andern Interessen beschäftigt und bald auch in alle Richtungen der Windrose zu Badereisen und „Sommerfrischen“ auf ihren Gütern oder sonst zerstreut. Wenige hatten noch einen Eindruck von der Neuigkeit mitgenommen, welche einen Augenblick wieder von sich reden machte: daß nämlich die beiden Schönheiten ihre Toilette verändert hatten und die Gräfin bei einer Spazierfahrt in dunkler Baroge, ihre Tochter in weißem Tulle gesehen worden war. Der Bräutigam wird es wohl verlangt haben, um Verwechslungen von gefährlichen Folgen zu entgehen, hieß es. Jedenfalls war es sehr vernünftig, dem Skandal — wie es Frau von Kuhl allerdings scharf ausgedrückt hatte, ein Ende zu machen.

Adelheid aber war es, als scheide sie damit von ihrer liebsten und reinsten Erinnerung. Sie mußte nun auch bald von ihrem Kinde scheiden, und die Trennung,

als nach der Vermählung der Reisewagen für das junge Paar vor der Thür stand, war für die beiden Herzen, die wirklich in ihrem ganzen Leben nur ein Schlag befeelt hatte, so schmerzlich, daß Frau von Zellerstein, welche die einzige Zeugin des Abschiedes war, Diana fast zwingen mußte, denselben abzukürzen. Es war ja eine Trennung auf immer: gelegentliches Wiedersehen änderte darin nichts. Die Mutter fühlte, daß sie — wie es Leopold Schefer sinnig ausgedrückt — wohl noch eine Tochter, aber kein Kind mehr habe. Sie stand nun ganz allein und mußte ihr Leben erst wieder gestalten; in ihres Kindes Glück sich glücklich fühlen — hätte sie nur eine Erinnerung aus ihrem Gedächtniß verbannen können, die Erinnerung an die Stunde, wo sie aus ihrem Wahne, daß ihr selbst das Herz sich zugeneigt, das nur ihrem Kinde gehörte, durch sein grades Wort aufgeschreckt, sich rettungslos an ihn verrathen hatte! Nie, auch nur durch das geringste Zeichen, hatte er durchblicken lassen, daß er sie verstanden, und sie suchte sich zuweilen noch immer damit zu beschwichtigen, daß er wohl das unselige Mißverständnis, nicht aber die Schwäche ihres Herzens errathen habe — doch zerrann dieser Trost jedesmal wie ein wesenloses Luftbild vor der unerbittlichen Wirklichkeit jenes entsetzlichen Moments. Ihr war es oft selbst unbegreiflich, wie sie später ihren Frohsinn, leicht mit dem Leben zu scherzen, habe wieder finden können!

„Zu Deinem Geburtstage in Wiesbaden!“ hatte Diana mit ihrem letzten Scheidegruß ihr zugerufen. Bis dahin hoffte sie ihre volle Standhaftigkeit wieder gewonnen zu haben. Sie traf nun auch Anstalten, die Residenz bald zu verlassen und lehnte die Aufforderung ihrer Verwandten, bleibend ihren Aufenthalt hier zu nehmen, da sie sich doch einsam fühlen müsse, ebenso fest ab, als die Einladung, sie auf ihrer diesjährigen Sommerreise zu begleiten. Wohl fühlte sie sich einsam auf ihrem heimischen Landsitze, wo sie sich nicht zu einer Gesellschafterin entschließen konnte, aber diese Einsamkeit half ihr doch überwinden. So verging der Sommer und ein Theil des Herbstes. Sie hatte von ihrer Tochter oft Nachricht: jeder Brief athmete das reinste Glück und die Worte, welche Kuno stets hinzugefügt, waren für sie stärkend und stählend, wie frische lebendige Quellen. Wahrlich, sie durfte kein Wiedersehen mehr scheuen, konnte ihm frei und ruhig in das Auge blicken! Nur ein Vermuthstropfen fiel zuweilen in Dianas Kelch des Glückes und sie sprach sich darüber aus: es war die Besorgniß um die Gesundheit ihrer geliebten Freundin. Irene war sehr

leidend, wie sie aus ihren Briefen ersah — vertrug sie das veränderte Klima nicht? Warum bestand die Dame, welche sie begleitete, nicht darauf, daß sie eine gründliche Kur gebrauche, da sie doch sonst so überaus wohlwollend gegen sie war? Diana hatte deshalb an die gütige Frau geschrieben und sie geradezu eingeladen, auch nach Wiesbaden zu kommen, dessen Heilquellen sie dabei weniger vertraute, als der liebenden Sorgfalt, die sie selbst der Freundin, dann auf immer mit ihr vereint, schenken wollte. Das Ehepaar kam darüber auch früher nach Wiesbaden, als es ursprünglich im Plane gelegen hatte und Diana suchte gleich nach ihrer Ankunft in der Kurliste nach ihrer Freundin. „Sie ist hier!“ rief sie freudig, aber es war nicht Fräulein, sondern Frau von Ruhl. Ungefäumt eilte Diana nach deren Wohnung, vielleicht hatte sie neuere Nachrichten von Irene und erwartete sie darum hier. Alles fügte sich glücklich, um ihre Versprechen nun zu erfüllen. Frau von Ruhl war nicht zu Hause und Diana, etwas ungeduldig darüber, kehrte zu ihrem Gemahl zurück, der sie in den Anlagen beim Kursaale erwartete. — „Ich habe mehr Glück gehabt,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Willst Du sie sehen?“ Er gab seiner jungen Frau den Arm und führte sie in das prächtige Gebäude. Sie zuckte, als sie bemerkte, wohin er sie geführt hatte. Draußen lag noch die goldene Abendbeleuchtung auf den Herbstblumen und den schönen Berghängen des Parks, hier strahlte schon Gaslicht und eine zahlreiche Gesellschaft, vor welcher Diana graute, saß und stand um den grünen Tisch: es war ein Spielsaal. Der Thür grade gegenüber — Kuno durfte seine Gemahlin nicht erst aufmerksam machen! — handhabte Frau von Ruhl eben den Rechen, mit welchem ihre dürre Hand bewaffnet war, um eifrig, aber mit starrem unbewegtem Angesicht, eine bedeutende Zahl von Goldstücken einzuharken, — sie war in Trauerkleidung und saß an der Spielbank! Abend zog Diana ihren Gatten, der ihr Bahn brechen wollte, zurück, um die Hölle mit ihren grauenhaften Erscheinungen zu verlassen; hier konnte sie unmöglich nach Irene fragen, ihre bange Ahnung, was die Trauerkleidung bedeute, nicht beruhigen! Kuno tröstete sie darüber, es war doch unmöglich, was sie fürchtete! Doch ging er, nachdem er sie auf einen Ruheitz im Garten geführt hatte, in den Saal zurück, um ihrem Herzen Ruhe zu schaffen; als er aber wieder kam, verrieth ihr sein Gesicht schon von Weitem, daß ihre Ahnung nur zu begründet war: die Trauer der Spielerin galt Irene! Sie war ihren Leiden, welche sie niemals in ihrer ganzen Bedeutung

eingestanden hatte, in Bern, auf der Heimkehr erlegen. Frau von Nuhl ließ dem Gatten Dianas nicht Zeit, es ihr schonend mitzutheilen; sie folgte ihm auf dem Fuße und die Art und Weise, wie sie sich über den Tod ihrer Nichte äußerte, diente noch mehr dazu, Diana bis zur Fassungslosigkeit zu betrüben. Sie trennte sich von der kalten, herzlosen Frau, sobald sie konnte und diese lehrte nicht an den Spieltisch zurück: diese Begegnung mußte ihr Unglück bringen. Sie beschloß vielmehr, als sie gehört hatte, daß auch die Gräfin hier erwartet werde, von Wiesbaden abzureisen und ihr Glück während der Herbstsaison an einem andern Orte zu versuchen: sie hatte ja im lieben deutschen Vaterlande noch immer die Wahl — Nauheim, Homburg, Baden-Baden. Das Glück aber hat ihr von diesem Tage an den Rücken gekehrt und sie ist in den traurigsten Verhältnissen, arm und mit der Welt zerfallen, gestorben.

Vergebens hoffte Diana noch auf einen nachgelassenen Brief; derselbe blieb aus und was auch Irene gelitten haben mochte, ausgesprochen hatte sie es nirgend. Mit Sehnsucht sah die Trauernde nun der Ankunft ihrer Mutter entgegen, welche sich noch verzögerte. Aber der bestimmte Tag kam endlich, der Mutter Geburtstag, sie hielt Wort. Wiedersehen und freundiger Herzensaustausch! Das Glück ihres Kindes sah Adelheid Hohenwehr gesichert und auch sie mit wieder gewonnenem Frieden blickte ihrer Zukunft hellen Auges entgegen. Sie war ja noch so jung! — Eine Nachricht brachte sie mit, welche ihre Kinder überraschte: der Better Zellerstein hatte für sie von den bedeutenden Kapitalien, welche ihr nach endlicher Auseinandersetzung mit der Familie ihres verstorbenen Gemahls zugefallen, Rhanna, die Besizung des Fürsten Westerheld gekauft, welche ihm Prinz Egon ausdrücklich für diesen Zweck angeboten hatte, unter der Bedingung, daß die Gräfin mit dem Inventarium auch — seine alte Bonne, den ehrlichen Frieder übernehme. Das war geschehen und der Alte jetzt im Dienste der Gräfin Kastellan von Rhanna, wie ihn sein Herr dort eingesetzt hatte. Zellerstein hatte gegen seine Verwandte in der Correspondenz, welche zwischen ihnen gepflogen wurde, den alten heitern Ton angeschlagen und sie mit Kunos Oheim, dem Frauenhaffer, geneckt, welcher durch sie eine gründliche Belehrung erfahren habe; sie verschwieg das zwar der Tochter, aber das Lächeln, ganz in ihrer frühern Weise, das bei der Erwähnung des alten Generals ihren Mund umspielte, machte Diana glücklich.

„In der verzauberten Burg wirst Du aber nicht

etwa Deine Residenz aufschlagen?“ fragte sie. „Es ist so weit von Lausensee!“

„Vielleicht grade deshalb!“ erwiderte die Mutter und jenes Lächeln verschwand. — Diana blickte sie mit zärtlichem Vorwurf an, sie hielt die Rede für einen Scherz. — Kunno war nicht zugegen.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

1.

Gegen drei Uhr Nachmittags, es war im Spätherbste, betrat ein Jägeroffizier das besuchteste Kaffeehaus der Residenz. Einige Kameraden grüßend, die sich am Billard unterhielten, ging er durch den Saal und nahm in einem der Nebenzimmer am Fenster Platz. Seine Cigarre brannte, der Kaffee stand vor ihm. Der Inhalt der Zeitung, die er nachlässig genommen, fesselte ihn nicht; er schien das große Blatt nur zu halten, um den Gästen, die kamen und gingen, das Gesicht zu verbergen. Seine volle Aufmerksamkeit war auf das Haus gerichtet, das dem Café gegenüber lag. Und doch hatte dieses Haus nichts Auffallendes; es unterschied sich von den Nachbarn nur durch die graue Farbe des Alters, durch Einfachheit und Einsamkeit. Die Straße war eine der belebtesten der Stadt, wohin man blickte gewahrte man Geschäftsfirmen, Verkaufsläden oder Hotels. Das schwarzgraue Haus war von dem regen Verkehr ausgeschlossen; der Strom der Menge zog vorüber, es unbeachtet lassend. Keine Firma, kein Schild zeigte sich an der dunkeln Mauer. Die Läden der Fenster des Erdgeschosses und die große braune Thür waren fest verschlossen; an den hellen Fenstern aber des einzigen Stockwerks gewahrte man saubere Vorhänge und einen Flor kostbarer Blumen.

Der Lieutenant, ein Mann von sechs bis sieben- undzwanzig Jahren, blühend frisch und kräftig, sah oft minutenlang unverwandt nach einem der blumengeschmückten Fenster. Nichts zeigte sich, kein Fenster ward geöffnet. . . . Das Haus behielt die traurige Physiognomie, die der Offizier vom ersten Augenblick an mit Verdruß gesehen hatte.

Von den Thürmen der Stadt herab erklang die dritte Stunde.

Der Offizier zuckte leicht zusammen. Er hob das Zeitungsblatt höher, als zwei Gäste eintraten, die sich ein bequemes Plätzchen suchten. Und dabei setzte er seine Beobachtungen fort. Das Blatt zitterte in seiner Hand, die Ungeduld mochte ihn übermannen, vielleicht auch die Sehnsucht.

Die beiden Gäste, ein Börsenagent und ein Advokat, saßen an dem zweiten Fenster des Zimmers. Wer konnte es ihnen wehren? Sie rauchten, tranken Kaffee und unterhielten sich mit der Unbefangenheit, der man sich an öffentlichen Orten überlassen darf. Dem Lieutenant waren sie lästig, er hätte sie gern auf die Straße gesetzt. Das Gespräch, das sich um Staatspapiere, Eisenbahn-Actien und Dividenden drehte, widerte ihn an. Um seinen Groll zu bekämpfen, las er den ersten Artikel, den das Auge fand. Es war ein Bericht über die Verhandlungen der zweiten Kammer. Der Jägeroffizier wandte rasch den Blick in die Straße. Da sah er, daß ein alter Herr die drei Stufen der Steintreppe erstieg, die zu dem Hause gegenüber führte.

„Eine Seltenheit!“ rief der Advokat.

„Was?“ fragte der Börsenagent.

„Martin Starke erhält Besuch.“

„Wahrhaftig!“

„Und zwar von einem Manne, der eben so alt ist als Herr Starke.“

„Junge Leute dürfen die Schwelle nicht betreten . . .“

„Weil der alte Geizhals für die Tugend seiner reizenden Enkelin fürchtet!“

„Und Claudia ist wirklich schön. Wenn der Großvater die Augen schließt, wird sie nicht lange auf einen Freier zu warten brauchen. Schönheit, Jugend und Reichthum sind gesuchte Artikel.“

Der alte Herr da drüben hatte mühsam die Glocke gezogen. Nun mußte er warten. Er stützte sich mit beiden Händen auf den Knopf seines dicken Rohrstocks und sah auf die Leute hinab, die sich wie Bienen in der Straße bewegten. Dem Aeußern nach mußte er in bescheidenen Verhältnissen leben; sein langer Oberrock war zu dünn für die vorgerückte Jahreszeit und sein altmodischer hoher Cylinderhut, unter dessen zerdrückter Krümpe langes weißes Haar herabfloß, hatte schon manchem Wetter trotzgeboden. In seinem großen Gesichte ließen sich dunkel geröthete, schlaff herabhängende Wangen erkennen. Unter der Adlernase prangte ein starker grauer Schnurrbart, dessen beide Enden sorgfältig zu Spitzen gedreht waren. Jetzt wandte sich der Greis zur Seite . . . auf seiner Brust glänzten zwei Medaillen und das eiserne Kreuz.

„Ein Held aus den Freiheitskämpfen!“ rief der Advokat. Respekt vor dem eisernen Kreuze!“

Der Börsenagent, ein praktischer Mann, fügte hinzu:

„Von Respekt kann ein Veteran nicht leben! Jener dort sieht recht ärmlich aus.“

Die Thür des Hauses gegenüber ward geöffnet. Ein bejahrter Bediente in einfacher schwarzer Livree erschien auf der Schwelle. Der Veteran zog ehrerbietig grüßend seinen Hut. Nun sah man eine große glänzende Glase, die von einem Kranze spärlicher Haare umflossen ward. Der kalte Herbstwind spielte mit diesen Haaren. Einige Minuten verflossen, dann trat der Bediente zurück, der Greis folgte und die Thür ward geschlossen. Das graue Haus sah wieder traurig und verlassen aus.

„Das ist wahrscheinlich eine alte Bekanntschaft des Rentiers!“ sagte der Advokat. „Man weiß nämlich, daß Martin Starke ein armer Kaufmann gewesen ist . . . nach einer andern Version soll er das ehrsame Schneiderhandwerk betrieben haben . . .“

„Ehe er Rentier ward!“

„Natürlich!“

„Wie aber ist er zu dem kolossalen Vermögen gekommen? Daß er kolossal reich ist, weiß Niemand besser als ich . . .“

„Starke war Lieferant für die westphälische Armee.“

„Ah, Lieferant! Man weiß, wie die Armeelieferanten verdienen! Wenn Starke bei jener Gelegenheit seine Pfeifen geschnitten, so hat er Recht.“

„Still, still!“

Und der Advokat machte eine Handbewegung als ob er sagen wollte: „Berühren wir diesen delicatesen Punkt nicht!“

Es trat nun eine Pause ein. Die beiden Männer hatten Journale genommen und lasen. Der Lieutenant saß still auf seinem Platze. Die Erläuterungen des dritten Gastes hatten ihn zwar unangenehm berührt, aber er stellte sich gleichgiltig, als ob der Rentier ihn durchaus nicht kümmere. Mit glühenden Blicken sah er nach dem Hause. Da ward das weiße Rouleau eines der Fenster emporgezogen. Ein junges Mädchen ward sichtbar. Das zarte rosige Gesicht verblieb einige Augenblicke hinter der hellen Spiegelscheibe, dann verschwand es. Diese Erscheinung hatte der Advokat und der Agent nicht bemerkt; wohl aber der Lieutenant, dessen Gesicht von einer Purpurgluth überzossen ward. Das Papier knisterte in seiner bebenden Hand.

„Claudia!“ flüsterte er ganz leise.

Und sein großes feuriges Auge sandte einen langen Blick nach dem Hause, das die Abgöttin seines Herzens barg. War die Erscheinung ein verabredetes Zeichen? Man konnte dies schließen, denn der Lieutenant drehte vergnügt sein elegantes Bärtchen, legte die Zeitung nieder und entlockte der Cigarre gewaltige Wolken, die ihn völlig einhüllten. „Claudia!“ wiederholte er noch zweimal in Gedanken.

Martin Starke galt für einen der reichsten Privatmänner in der Stadt; das wußte Ludwig Freiberg, der Jägeroffizier, er hatte auch gehört, daß die Enkelin die einzige Erbin des Großvaters sei . . . aber das Vermögen reizte ihn nicht, obgleich er Lieutenant war, er hing an Claudia mit einer Art platonischen Liebe, die in ihr nur das herrliche, tugendhafte Weib, die züchtige Grazie, die imponirende Heiligkeit erblickte. Gewöhnlich machen die Offiziere auf Bällen oder auf Landpartien ihre Damenbekanntschaften; Ludwig hatte Claudia zuerst in der Kirche eines Dorfes, wo er kurze Zeit in Cantonirung gelegen, gesehen, dann im Concertsaale und später wiederum in dem Dome der Residenz. Hier hatte er einige Worte über das Landleben mit ihr gewechselt, der Dame, weil es gerade regnete, einen Fiacre besorgt, und sie dann mit jener scharfsinnigen Zartheit beobachtet, deren Monopol nur die Liebenden besitzen. Von dieser Zeit an grüßte er Claudia, so oft ihm das Glück ward, sie zu sehen. Und sie dankte auf eine Weise, die in dem Lieutenant die schönsten Hoffnungen erwecken mußte. Claudia erröthete, senkte die Blicke und ging so langsam weiter, als ob sie mit einem gewaltigen Herzklopfen kämpfte, das ihr fast den Athem raubte. Zu Ende des Sommers war Claudia mit dem Großvater aus einem Bade zurückgekehrt. Als sie zum ersten Male das Fenster öffnete, es war Nachmittags drei Uhr, traf ihr Blick den Lieutenant an dem offenen Fenster des Kaffeehauses, das zu Anfang des Sommers eröffnet worden. Beide grüßten sich überrascht. Den folgenden Tag, mit dem Schläge drei Uhr befand sich der Lieutenant wieder auf seinem Posten . . . auch das Fenster ward wieder geöffnet und die Grüße wurden gewechselt. Weiter erstreckte sich das stille Glück des Lieutenants nicht, der täglich mit militärischer Pünktlichkeit das Kaffeehaus betrat. Die Angst des Helden, die er heute gezeigt, wird der Leser erklärlich finden, wenn wir berichten, daß Claudia zwei Tage nicht sichtbar gewesen; heute hatte sie sich gezeigt, aber nur flüchtig, ohne zu grüßen. Der Liebhaber, der scharfsinnig Alles zu seinen Gunsten deutete, war der Ansicht, daß der Börsenagent und der

Advokat den Gruß verhindert. Die Geliebte konnte doch unmöglich ihr zartes Geheimniß preisgeben! Warum aber war sie zwei Tage lang unsichtbar geblieben? Es war dies ein Räthsel, dessen Lösung dem armen Lieutenant große Pein verursacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Korsikanische Nahe.) Wenn man sich auch im Interesse der Kultur und Menschenfreundlichkeit mit der Hoffnung schmiegelt, daß die blutige Vendetta unter den wilden Söhnen der Insel Corsica einer größeren Bildung und Verfeinerung der Sitten Platz gemacht habe, so erhält man doch zuweilen durch einzelne Beispiele der erbittertesten Rachsucht die Ueberzeugung, daß die ursprüngliche Wildheit der dortigen Inselbevölkerung nur eine sehr leise Uebertünchung von Kultur angenommen hat. So war ein gewisser Binard, allgemein gefürchtet wegen seines aufbrausenden, leidenschaftlichen Charakters und schon vielfach mit der Justiz in Collision gerathen, auf den 26. December abermals wegen verübter Gewaltthätigkeiten vor Gericht geladen worden. Schon vor der Eröffnung der Gerichtssitzung äußerte er zähnelnd: wenn er diesmal auch wieder verurtheilt werde, so wolle er sich exemplarisch rächen und zwar nicht an einem elenden Agenten oder Gendarmen, sondern an einer Person von Distinction. In der Sitzung wurde er zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, leider aber nicht sofort in Verwahrung genommen, sondern noch einige Stunden auf freiem Fuß gelassen, damit er seiner Bitte zufolge seine Angelegenheiten ordnen könne. Kaum aus dem Gerichtssaale getreten, eilte er zu einem Messerschmidt, wo er ein langes zweischneidiges Messer kaufte und dabei die Bemerkung fallen ließ, man werde bald in ganz Frankreich, ja ganz Europa von ihm reden hören. Dann ging er, einige Schultypen zu berichtigen — wahrscheinlich nur, um die Wachsamkeit der Polizei über ihn dadurch einzuschläfern — und Nachmittags begab er sich auf die Esplanade, die Lieblingspromenade der eleganten Welt von Bastia.

Hier stellte er sich anscheinend unbefangen an einer Biegung des Weges auf und ließ die Spaziergänger an sich vorüberwandeln; unter Anderen kam Madame Ajaccio, die Frau des Friedensrichters, mit ihrer Tochter und einer Freundin, in heiterem Gespräch des Weges daher. Als die Tochter der Madame Ajaccio schon von Weitem die unheimliche Miene des unbekanntenen Mannes bemerkte, machte sie ihre Mutter darauf aufmerksam. Diese beruhigte sie jedoch lächelnd und nahm sie „zur größeren Sicherheit“, wie sie scherzend bemerkte, in die Mitte zwischen sich und die Freundin. Binard wartete, bis einige andere Spaziergänger eine Strecke voraus waren, dann trat er dicht vor die erschreckten Damen hin und rief in höhnischem Tone: „Das Wetter ist schön, die Natur ist schön, aber die Justiz ist noch schöner! Man muß ein Ende damit machen!“ Zugleich versetzt er Madame Ajaccio einen fürchterlichen Hieb

mit einem Stock über den Kopf, der sie zu Boden wirft und ermordet sie, trotzdem daß sich die Tochter verzweiflungsvoll über den Körper der Mutter stürzte und denselben zu bedecken suchte, mit fünf Messerstichen — auch die Tochter erhielt einige leichte Verwundungen durch den Stock und das Messer des Bösewichts. Unmittelbar nach der entsetzlichen That stellte sich der Mörder als Gefangener. Er hatte die Ermordete, eine allgemein geschätzte, höchst liebenswürdige Dame, für die Frau eines seiner Richter gehalten; sie war aber nur dessen Schwägerin und mußte für eine Andere den Tod leiden, die ebenso unschuldig war als sie. Trotz der allgemeinen Empörung, welche in Bastia gegen den Mörder herrschte, nahmen die Geschworenen doch mildernde Umstände an und verurtheilten am 11. Februar d. J. Binard zu lebenslänglicher Zwangsarbeit im Bagno. — F.

(Ein antiquarischer Fund.) Die Artillerieverwaltung in Dinkirchen verkaufte eines schönen Tages ein ungeheures Paket alter Pergamente, welche sich in den Depots gefunden hatten und völlig vom Alter geschwärzt, von den Ratten benagt und überhaupt in einem Zustande waren, der einem Archäologen Thränen erpressen konnte. Zwei Gelehrte kauften denn auch einen ganzen Stoß davon, reinigten und wuschen die Blätter, trockneten sie dann wieder sorgfältig, entzifferten mühsam die halb verwischten Buchstaben und entdeckten so unter anderen handschriftlichen Schätzen die Rechnungen des Intendanten Kaiser Karls V.

Aus diesem merkwürdigen Dokument geht hervor, daß der Monarch, welcher das Schicksal von ganz Europa in den Händen hielt, nicht bloß nach der Gewohnheit der damaligen Zeit während der ganzen Fastenzeit streng fastete, sondern auch durchschnittlich Tag für Tag für seine Tafel und die seines kaiserlichen Hauses nicht mehr verausgabte, als die höchst bescheidene Summe von achtundachtzig Brabanter Livres, ein Sol und zwei Pfennigen. So finden wir auch die Anzahl der Speisen beschrieben, welche an einem solchen Fasttage auf der kaiserlichen Tafel erschienen.

„Am Montag, dem ersten Tage des Monats März im Jahre der Gnade 1517, hat der König von Castilien, von Leon und Granada, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund und Brabant, der diesen ganzen Tag in seiner guten Stadt Balladolid zubrachte, für sich und seine Tafel hundertvierundzwanzig Pfund Weißbrot, einunddreißig Duzend schwarze Brote, eine Anzahl Spritzluchen und Windbeutel, zweiundzwanzig Kannen rothen Wein, acht Kannen weißen Wein und fünf Kannen Wein von Sanct Martin gebraucht. Außerdem servirte man bei Tafel Stockfische, Sardellen und Sardinien, frische Meerzäune, gefalzene Lachs, Aisen, Nase, Lampreten, vierunddreißig Pfund Käse, fünfhundert Eier, zwei Torten, grüne Gemüse, Orangen und Salat, was Alles zusammen eine Totalsumme von 88 Livres, 1 Sol und 2 Pfennigen beträgt.“

In den französischen Staatsarchiven zu Paris hat man als Seitenstück dazu ein altes Manuscript gefunden, wo sich die Ausgaben verzeichnet finden, welche Frau von Trémouille nebst

anderen Damen und Demoiselles gemacht haben, die „den Körper der seligen Königin Claudia, Gemahlin des Königs Franz I., welcher Gott Absolution schenken möge, von Blois bis nach Saint-Denis zur ewigen Ruhestätte führten und geleiteten.“ Dieses Manuscript stammt fast aus derselben Zeit wie die Rechnung des spanischen Intendanten, aber man sieht daraus, daß die edlen Damen es sich unendlich besser schmecken ließen und mehr vertragen konnten, als der fromme Kaiser Karl V.

Die Liste der Ausgaben und der Preis jedes verzehrten Gegenstandes nebst dem Namen jedes Dorfes, wo das Trauergeleite Raft hielt, ist sorgfältig angegeben und aus der Kopie von den Ausgaben, welche Dienstag den fünfzehnten October des Jahres 1526 in der Ortschaft Olivet bei Orleans von Frau von Trémouille und ihrem Gefolge gemacht wurden, geht hervor, daß dieselben sich nicht mit der mageren Kost der kaiserlichen Tafel begnügt haben würden. Während einer Reise, welche heutzutage vermittelt der Eisenbahn vielleicht in zwei Stunden zurückgelegt werden könnte und damals etwa zwei bis drei Tage in Anspruch nahm, verzehrten Frau von Trémouille und die übrigen Damen nicht weniger als dreihundertvierundachtzig Brote und tranken dazu sechs große Schoppen guten alten Claretwein. Dazu kamen noch fünf und ein halber Hammel, vier Schweine, siebenunddreißig Kapaune, sechs Gänse, dreizehn Rebhühner, und außerdem Tauben, Schnepfen, Wasserhühner, Lerchen und andere Vögel ohne Zahl — das Ganze betrug übrigens bloß die bescheidene Summe von zweihundertachtundfünfzig Livres, elf Sols und zehn Pfennigen, was nach heutiger Rechnung etwa einen Werth von 1800 Francs oder 480 Thalern ausmachen würde. — F.

(Ein seltsames Verlangen.) Vor Kurzem ging ein altlicher Herr Nachmittags in der Wiener Vorstadt Landstraße, um dort einen Handwerker aufzusuchen, mit dem er Geschäfte hatte, da trat plötzlich ein höchst anständig gekleideter junger Mann an ihn heran und bat ihn in geheimnißvollem Tone, etwas beiseite mit ihm zu treten, da er ihm eine große Bitte vortragen möchte. Einigermassen betroffen hierüber und in der Meinung, daß es sich hierbei jedenfalls um eine Wettelei handle, äußerte der Herr in ziemlich abweisendem Tone, daß er schwerlich in der Lage sein würde, etwas für ihn thun zu können. „Seien Sie unbesorgt,“ erwiderte der junge Mann, „ich will kein Geld von Ihnen, im Gegentheil gebe ich Ihnen Alles, was ich besitze, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen.“ Dabei zog er sein Portemonnaie heraus, öffnete es, und nachdem er gezeigt hatte, daß es eine nicht unbedeutende Baarschaft enthalte, legte er es dem Herrn in die Hände. Auf die Frage des Letzteren nun, was er denn eigentlich von ihm wolle, erwiderte der junge Mann mit einem seltsamen Blick und flüsternder Stimme: „Ich bitte Sie inständigst, wenn Sie mich glücklich machen wollen, so ermorden Sie mich und begraben mich gleich hier auf diesem Platz. Ich will Sie dafür segnen, denn ich mag nicht länger leben und Sie sollen dafür mein Erbe sein.“ Jetzt endlich fiel dem Herrn das Schene und Unruhige in dem Benehmen des jungen Mannes auf, und er erkannte, daß er es wahr-

scheinlicher Weise mit einem Irrsinnigen zu thun habe. Er stellte sich, als ob er nicht abgeneigt wäre, auf den schauerlichen Antrag einzugehen, und ersuchte den jungen Menschen, mit ihm zu kommen, um die Sache noch näher zu besprechen. Er begleitete ihn hierauf zur Polizeibehörde, wo er die Geschichte erzählte und auch die erhaltene Baarschaft deponirte.

Der unglückliche junge Mann, einer der fleißigsten Zöglinge der Thierarzneischule auf der Landstraße, war schon seit längerer Zeit in Trübsinn verfallen, und ward in eine Irrenanstalt gebracht. —

(Ein kostspieliger Kuß.) In Pesth fand kürzlich ein großer Wohlthätigkeitsbazar zum Besten der Armen statt, wo die schönen ungarischen Damen aus den edelsten Geschlechtern sich ein Vergnügen daraus machten, mit allerlei Kleinigkeiten feilzuhalten und die Börsen ihrer Käufer möglichst zu brandschlagen. Vor allen Anderen lockten die feurigen Augen der schönen Gräfin D. eine ganze Schaar alter und junger Herren an ihr Baarenlager, woselbst sie allerhand Kurzwaaren, als Börsen, Messer, Scheeren, Pflöpfenzieher, Feuerzeuge, Cigarrentaschen und dergleichen Dinge zu den möglichst hohen Preisen verkaufte.

Als sich eben das Gedränge um ihre Bude etwas gelichtet hatte, trat ein als sehr reich bekannter Cavalier heran und that, als ob er ihre Waaren mit großem Interesse und prüfender Miene betrachte.

„Was wünschen Sie zu kaufen, mein Herr?“

„Ich bin noch nicht so recht darüber einig mit mir.“

„Bitte, suchen Sie sich gefälligst aus, was Ihnen am meisten zusagt.“

„Ich wüßte wohl etwas, aber ich fürchte, es wird Ihnen nicht feil sein?“

„So sprechen Sie sich doch näher darüber aus!“

„Nun denn — was würde wohl ein Kuß kosten?“

Die Gräfin erröthete anfangs, dann sah sie ihren unbescheidenen Kunden fest an und erwiderte: „Tausend Gulden, mein Herr.“

Sogleich zog der Käufer seine Brieftasche, legte mit strahlender Miene eine Banknote von tausend Gulden hin, erhielt seinen Kuß und ging. Wer mag wohl glücklicher gewesen sein — die Armen über die tausend Gulden oder der Cavalier über den Kuß? —

(Aus Paris) heißt es in der A. Ztg.: Der Schein trägt; aber die Welt will betrogen sein, ja, sie ist nicht zufrieden, wenn sie nicht betrogen wird. Darum strebt Jeder in seinem Kreise viel mehr zu scheinen, als er ist; denn wenn er mehr ist, als er zu sein scheint, wird er höchstens nur von den vernünftigen Leuten gewürdigt, die sich die Mühe geben, Menschen und Dinge genauer zu prüfen. Die vernünftigen Menschen bilden aber in dieser Welt nur eine kleine Minorität, und es sind auch Wenige so gestellt, daß sie die Meinung der Massen, oder was dasselbe heißt: der Unvernünftigen nicht zu achten brauchen. Dies gilt besonders von großen Städten, wo man sich scharenweise nach denselben Zielen drängt und wo man gewöhnlich seinen Zweck nur erreicht, wenn man tausend Andere auf die Seite

schiebt. Paris aber ist die Stadt der Städte, und folglich muß hier noch viel häufiger als irgendwo der Schein das Wesen, die Form den Inhalt ersetzen. Seit dem jüngsten Jahrzehend hat der Zufall hier so viele Millionäre improvisirt, daß Manche, deren heiße Sehnsucht nach Millionen nicht befriedigt worden, es an Aufwand den Millionären gleich thun wollen. Das ist freilich eine schwere Aufgabe; allein, da man nicht Millionär ist, sucht man Millionär zu scheinen, und man spielt einen Abend hindurch die Rolle eines Aröfius. Wer das Pariser Leben nicht kennt, läßt sich leicht täuschen; der scharfe Beobachter aber weiß, daß die Pracht, die in manchen Salons das Auge blendet, eine erborgte Pracht ist, erborgt im strengsten Sinne des Wortes. Die Gemälde, welche die Wände zieren, werden am folgenden Morgen wieder zum Bilderhändler wandern; die vergoldeten Sessel und die persischen Teppiche werden wieder zu dem Tapezierer zurückkehren, und die Perlschnüre, welche den Hals der Hausfrau schmücken, wird der ängstliche Juwelier wieder abholen lassen, bevor der Hahn zum dritten Male kräht.

Die Leute aber, denen die blinde Fortuna plötzlich mehrere Millionen an den Kopf geworfen, werden ihres Daseins auch nicht froh. Sie wollen mit den gewonnenen Millionen auch Ansehen gewinnen. Sie schämen sich der Vergangenheit, der früheren Verbindungen, ja, der Verwandten, und scheuen keine Geldopfer, um die haute volée bei sich zu sehen. Gelingt dies nicht gleich, so nehmen sie zu allerlei Mitteln die Zuflucht, um ihre Salons zu füllen. In diesen Salons sieht man russische Grafen mit erfundenem Namen, Herzoginnen mit unauffindbaren Herzogthümern, Offiziere in phantastischen Uniformen und ein ganzes Heer ordengeschmückter Ritter, die früher an irgend einer deutschen Spielbank das Amt eines Croupiers versahen. Die menschliche Natur bleibt immer dieselbe, und alle Satyren und Fastenpredigten werden unser Geschlecht nicht von den Narheiten heilen. Vielleicht sind auch die Narheiten und Verkehrtheiten zum Gedeihen der Menschheit nothwendig, vielleicht würde sie gar nicht bestehen können, wenn sie aus lauter vernünftigen Leuten zusammengesetzt wäre. —

Da die Carnevalszeit in diesem Jahre von sehr kurzer Dauer war, so fanden weniger Maskenbälle als im vorigen Jahre statt. Auch waren dieselben in gewissen Kreisen weniger excentrisch, als in der vorigen Winteraison, wo viele Damen sich mehr in Fülle als in Hülle zeigten. Mehrere derselben erinnerten an die Bemerkung, welche Talleyrand über Madame Tallien machte. Diese Dame, welche bekanntlich sehr eitel auf ihre Reize war und deren Eitelkeit ihre Reize lange überdauerte, besuchte einst eine Soirée in einem Anzuge, der erst in der Gegend des Herzens anfang. Sie strahlte von den herrlichsten Diamanten, und als Talleyrand sie sah, rief er: „On ne peut être plus richement deshabillée!“ Vielleicht gebot der strenge Winter dieses Mal eine größere Vorsicht. Er übt immer noch seine Tyrannei aus, und es giebt nur Wenige, die er nicht seinen Unmuth fühlen läßt. Fast ganz Paris hat die Grippe oder den Schnupfen, und man kann sich nicht gegenseitig anreden, ohne sich erst gegenseitig anzuhusten oder anzuniesen, ein Um-

stand, der gewiß manche Liebeserklärung aufs unangenehmste unterbrochen. In den Theatern verursachen die gereizten Nasen und Lungen der Zuschauer die widerwärtigsten Störungen; seit Jahren sind hier nicht so viel Brustbonbons, Lakritz und Jungfernlleder consumirt worden.

Da ich eben von der Damen-Toilette gesprochen, will ich eines Ereignisses erwähnen, das bereits manchen Hauskrieg veranlaßt hat und gewiß noch viele Ehesürme erwecken, viele Thränenquellen erschließen wird. Der erste Damenschneider in Paris, ein Mann, dessen Geschmack maßgebend in der aristokratischen Frauenwelt ist, findet eines Tages, als er seine Geschäftsbücher durchblättert, daß die Lisen, die er geliebt, ihm fast zwei Millionen schulden. Wie soll er es anfangen, er, der selbst von seinen Gläubigern gedrängt wird, seine holden Gläubigerinnen zur Zahlung zu bewegen? Er sinnt lange nach, findet aber keinen anderen Ausweg, als seine Activa mit einem bedeutenden Verluste an einen Geschäftsmann abzutreten, dessen Unbarmherzigkeit keine Schuld vergibt. Dieser hält nun rückwärtslos den Satten die unquittirten Rechnungen ihrer Ehehälften vor. Eine dieser Ehehälften — ich werde mich hüten, sie zu nennen — schuldet nicht weniger als sechszigtausend Franken. Die Damen stehen und schmolten, schmeicheln und großen; die Männer aber beißen in den sauren Apfel und verwünschen die erste aller Frauen, die ebenfalls in einen Apfel gebissen und zum Unheile so vieler ihrer Söhne die kostspielige Schneiderei verursacht hat. —

(Aus Berlin.) In dem neuesten der fast immer interessanten „Berliner Briefe“ der Beserztg. heißt es: Die Helden des Tages sind hier im eigentlichen Sinne unsere österreichischen Altkrieten, welche auf jede Weise von der Bevölkerung gefeiert und ausgezeichnet werden, wobei vielleicht eine mehr oder minder bewusste Opposition mitunterlaufen mag. Die meist des Nachts mit der Eisenbahn eintreffenden Truppen werden von einem besonderen Comité empfangen und bewirthe. Holde Damen führen die tapferen Krieger zu den wohlbesetzten Tafeln und füllen ihre Gläser mit funkelndem Wein. Das ganze Treiben auf den Bahnhofen gewährt zu gleicher Zeit ein eben so bewegtes als interessantes Bild. Soldaten und Civilisten bilden freundschaftliche Gruppen; man scherzt und lacht, trotzdem der ganze Ernst des Krieges im Hintergrunde steht. Mit doppelter Lust wird die flüchtige Stunde genossen und genutzt, weil Niemand weiß, was ihm der nächste Augenblick schon bringen kann. So mancher junge, lebenslustige Offizier, der noch vor kurzem die Berliner Gassfreundschaft kennen gelernt und mit seiner schönen Nachbarin auf ein fröhliches Wiedersehen nach dem Siege angestochen hat, ruht bereits in fremder, aber hoffentlich für immer deutschen Erde unter winterlichem Eis und Schnee fern von der lieben Heimath, den theueren Eltern und den trauernden Geschwistern. Ein solches Schicksal soll u. a. einen liebenswürdigen Oberleutnant von dem bekannten Regimente „König der Belgier“ getroffen haben, der sich durch seine Heiterkeit und

frische Laune vor allen seinen Kameraden auszeichnet. Im Laufe der Unterhaltung versprach er einer neben ihm sitzenden Dame, unter allen Bedingungen von sich hören zu lassen und als diese einen Zweifel in seine Worte zu setzen schien, fügte er übermüthig hinzu: „Ich schreib' Ihnen, mein gnädiges Fräulein, auch wenn ich schon todt bin.“ In der That erhielt die Dame einen Brief voll sprudelnden Humors, worin er seine bisher erlittenen Kriegsabenteuer höchst ergötzlich schilderte — aber die Zeilen waren mit Blut getränkt. Ein Kamerad hatte in der Tasche des von einer dänischen Kugel gefallenen Offiziers den Brief gefunden und zugleich mit der Todesnachricht an die darauf geschriebene Adresse besorgt.

Einen wahrhaft erschütternden und zugleich erhebenden Eindruck machte der Empfang der österreichischen Verwundeten, welche vom Kampfplatze in die Heimath zurückkehrten. Während die Schwerverwundeten in dem hiesigen Militärhospital für die Nacht untergebracht und verpflegt wurden, sandten die Uebrigen freundschaftliche Aufnahme bei den Einwohnern der Stadt, die sich zu diesem Behufe bei dem schnell gebildeten Comité in so großer Zahl gemeldet hatten, daß ihr menschenfreundliches Anerbieten kaum zur Hälfte Berücksichtigung finden konnte. Zur bestimmten Stunde begab sich jeder Wirth auf den Bahnhof, um seinen ihm zugetheilten Gast in Empfang zu nehmen. Die Eisenbahndirection hatte eine eigene Stube zum Verbinden der Patienten, wenn dieses nöthig sein sollte, hergegeben; außerdem hatten sich zahlreiche Berliner Aerzte eingestellt und ihre Dienste für die Verwundeten angeboten. Mit lautem Zuruf von Seiten des Publicums wurde der ankommende Zug begrüßt, auf dem sich die tapferen Patienten, ungefähr 200 im Ganzen, befanden. Einzelne von ihnen waren mit Blumen und frischem Laub bekränzt, darunter ein ungarischer Husar, der bereits schwer verwundet seinen Gegner noch getödtet und zwei Dänen zu Gefangenen gemacht hatte. Nachdem sich die von der Fahrt Erschöpften an den bereit stehenden Speisen und Getränken wieder gestärkt und gekräftigt, bestiegen sie mit ihren Wirthen die sie erwartenden Equipagen und fuhren in ihre Quartiere, wo ihnen die liebevollste Sorgfalt und Pflege zu Theil wurde. Am nächsten Tage wurden sie in derselben Weise auf die Eisenbahn zurückgebracht, so reich beschenkt und versehen mit Cigarren, Nahrungsmitteln und von den Aerzten erlaubten Delicateffen, als handelte es sich nicht um eine Reise nach Wien, sondern um die ganze Welt. Es war eine in der That rührende Scene, als die Verwundeten von ihren freundlichen Wirthen Abschied nahmen, ein Schauspiel reiner und wohlthuernder Menschlichkeit. Man küßte, umarmte und drückte sich die Hände, als wäre man schon Jahre lang bekannt und befreundet. Ein sibirischer Jäger machte bei dieser Gelegenheit seinem Enthusiasmus gegen einen Wirth mit folgenden Worten Luft: „Schau Berliner! bist a saubrer und ganz gueder Kerl, nur Schad', daß man Dich nicht verstehen kann, weil Du so a satirisch Deutsch reden thust.“